Unter der ethnografischen Lupe

Autor(en): **Hartmann, Dominique**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **23 (2011)**

Heft 91

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-552947

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Unter der ethnografischen Lupe

2012 wird die Schweiz das Inventar ihrer «lebendigen Traditionen» veröffentlichen. Wie ist sie an die von der Unesco initiierte Aufgabe herangegangen?

Von Dominique Hartmann

Fasnächtlicher Brauch: Die Tschäggättä im Lötschental. Traditionell tragen junge ledige Männer die Masken. Dieses neue Exemplar nimmt das alte Motiv des Totenkopfs auf.
Bild: Jean-Christophe Bott/Keystone

Die Schweiz erfasst derzeit die kulturellen Traditionen und Bräuche, die ihr «immaterielles Kulturerbe» (IKE) darstellen. Eine Auswahl davon wird sie der Unesco vorlegen, die vor mehr als fünfzig Jahren angesichts der durch die Globalisierung ausgelösten kulturellen Vereinheitlichung und Standardisierung beschloss, den Schutz des IKE und die kulturelle Diversität zu fördern. Das Auswahlverfahren wird seit knapp zwei Jahren im Forschungsprojekt «Intangible Cultural Heritage: the Midas Touch?» wissenschaftlich begleitet: «Die Möglichkeiten und Grenzen eines solchen internationalen Programms müssen ausgelotet werden, aber auch die Funktionsweise unserer föderalistischen Kulturpolitik», erklärt Florence Graezer Bideau, Anthropologin an der ETH Lausanne. Diese Forschungsarbeit sei gleichzeitig eine aussergewöhnliche Chance für die Wissenschaft. Die Ethnologin und Projektleiterin Ellen Hertz von der Universität Neuenburg unterstreicht die Bedeutung der Feldforschung im Bereich der «lebendigen Traditionen»: «Wenn man hinter die stereotypen Bilder der Folklore schaut, findet man eine Vielzahl von Praktiken, die man als traditionell bezeichnet, die jedoch, abweichend von ihrem ursprünglichen Gebrauch, neu besetzt worden sind. Sie bleiben für die Schweiz wichtige Orte der Soziabilität und des Austauschs.»

Ostschweiz versus Zentralschweiz

Auf welche Traditionen will die Schweiz ihre Geschichte stützen, welches Bild will sie von sich vermitteln? Gemäss dem Grundsatz der Subsidiarität hat das Bundesamt für Kultur (BAK) jeden Kanton beauftragt, eine IKE-Liste zu erstellen, und dazu allgemeine Richtlinien festgelegt. Bei der Interpretation der Auswahlkriterien traten sogleich interessante Unterschiede zutage: «Die Ostschweiz hat bei der Auswahl der Traditionen die Sichtweisen der lokalen Bevölkerungen berücksichtigt, während die Zentralschweiz einen stärker national geprägten Blickwinkel wählte, bereits mit dem IKE im Hinterkopf», erklärt Florence Graezer Bideau. Das BAK hat die Kantone auch aufgefordert, den bisherigen Beitrag ausländischer Gemeinschaften beim Aufbau der Schweiz zu berücksichtigen; so stehen auf der Walliser Liste sowohl die «Italianità» als auch die «Kuhkämpfe» und die Lötschentaler Maskenschnitzer.

Die Kantone hatten bei der Auswahl zwei Strategien zur Verfügung: «bottom-up» und «top-down». «Erstaunlicherweise haben im Land der direkten Demokratie lediglich drei Kantone versucht, Vorschläge von der Basis her zu sammeln, wie es dem Geist der Unesco-Konvention von 2003 entspricht», sagt die Forscherin. Mehr als der kulturelle Wert der verschiedenen Traditionen gab die Frage der Subventionen Anlass zu Konflikten. Gewisse Kantone befürchteten, die Trägervereine der aufgenommenen Traditionen finanziell unterstützen zu müssen. Diese Befürchtung zeigt, wie lokale Befindlichkeiten die Interpretation der Konvention beeinflussen – obwohl die gewählten Bräuche nicht automatisch Anspruch auf Finanzbeiträge haben.

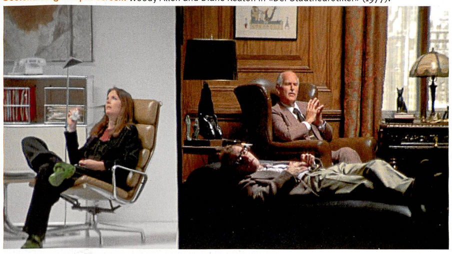
Der schweizerische Föderalismus hat den Prozess hingegen nicht behindert, im Gegenteil. «Die internationalen Experten waren sogar fasziniert von der Effizienz des Prozesses und dem ‹partizipativen› Ansatz, der eine direkte Folge des Subsidiaritätsprinzips ist. Vielleicht müsste diese Besonderheit sogar selber Eingang ins IKE-Inventar finden.» ■

Von der Kraft des Träumens

Warum lieben die Menschen das Kino? Weil im dunklen Raum mit den hellen Bildern etwas mit uns geschieht: Die Seelenkräfte beginnen zu rumoren. Im Kino lachen und weinen wir (wenn wir uns nicht langweilen), und wenn wir den Saal verlassen und die reale Welt betreten, sind wir ein bisschen ausser uns, wie verwandelt, zwischen den Welten. Ähnliches bringt laut Veronika Rall die Psychoanalyse zustande. Auch sie setzt Unbewusstes und Verdrängtes frei, indem sie das Bildliche – Traumbilder – in den Vordergrund stellt. Von dieser Verwandtschaft ausgehend, untersucht die Filmwissenschaftlerin die mannigfachen Bezüge zwischen den beiden «Kulturtechniken» und der – psychoanalytischen – Filmwissenschaft. Ihr überraschendes Fazit: Sowohl die psychoanalytische als auch die filmische Theorie könnten von der Praxis des Films lernen, insbesondere von den sich mit der Psychoanalyse beschäftigenden Streifen, unter anderen «Geheimnisse einer Seele» (1926), «Final Analysis» (mit Kim Basinger und Richard Gere, 1992) und natürlich Woody Allens Werken. Der Film weiche das durch den männlichen Blick geprägte Ödipus-Modell der Psychoanalyse auf und entfalte die «Kraft des Wünschens, des Träumens und der Sehnsüchte». Demgegenüber habe die psychoanalytische Filmtheorie der siebziger und achtziger Jahre den Film und das Kino nur als Herrschaftsinstrument gesehen, das die Menschen ideologisch manipuliere. **uha** ■

Veronika Rall: Kinoanalyse. Plädoyer für eine Re-Vision von Kino und Psychoanalyse (Zürcher Filmstudien 28). Schüren-Verlag, Marburg 2011. 474 S.

Seelendialog im Split Screen: Woody Allen und Diane Keaton in «Der Stadtneurotiker» (1977).



Wenn Männer und Frauen putzen

Putzen, ein schmutziger Job? Und wie gehen Betroffene damit um, dass ihre Arbeit schlecht bezahlt ist? Natalie Benelli, Soziologin an der Universität Lausanne, hat 31 Personen interviewt und analysiert, inwiefern in der Reinigungsbranche eine Kluft zwischen Geschlechtern und sozialen Schichten besteht und welche Rolle Abhängigkeitsverhältnisse spielen, insbesondere bezüglich Lohn und Auftraggeber. Die Forscherin erfasst verschiedene Arten von Reinigungsarbeiten: Wohnungsreinigung durch Haushaltshilfen, Unterhaltsreinigung, Industriereinigung und «Care»-Tätigkeiten, also die Betreuung pflegebedürftiger Personen. Jede Kategorie besitzt ihre eigenen Regeln. Damit verbunden ist für die Betroffenen ein bestimmtes Image, ein Gefühl der Anerkennung oder der Ausnutzung. Frauen und Männer wenden unterschiedliche Strategien an, um das fehlende Ansehen zu kompensieren: Frauen ziehen Parallelen zur Hausarbeit, womit sie aber zusätzlich dazu beitragen, dass ihr Broterwerb nicht als «richtiger» Beruf gilt. Männer dagegen sprechen klar von einem Beruf, um sich von der «Frauenarbeit» abzugrenzen. Sie besetzen im Allgemeinen die Stellen im Unterhalt, die prestigeträchtiger sind. **Xavier Pellegrini** ■

Natalie Benelli: Nettoyeuse – Comment tenir le coup dans un sale boulot. Seismo-Verlag, Zürich 2011. 218 S.

«Sie+Er», Nr. 16, 1970

Alles eine Frage der Haltung: Mädchenerziehungsanstalt Lärchenheim, Appenzell Ausserrhoden (1970).

Heimkinder

Es gibt Bücher, die ihre Leser verstören oder sie doch zumindest einen Augenblick aus der Ruhe bringen. Urs Hafners schmaler Band «Heimkinder» könnte zu diesen Unruhestiftern gehören. Der Historiker zeichnet auf der Grundlage bestehender Forschungen erstmals die Geschichte der Heimunterbringung in der Schweiz vom Mittelalter bis in die Gegenwart nach. Das ist kein leichtes Unterfangen: Die Kinder selbst – elternlose, verlassene, arme, auffällige, straffällige – haben in den Quellen kaum je Spuren hinterlassen. Wer ihre Geschichte schreiben will, ist deshalb auf die Aussagen von Armenbehörden, Geistlichen und Philanthropen, kurzum: von Erwachsenen angewiesen, welche die Kinder retten wollten. Dem Autor gelingt es, den Heimkindern eine Stimme zu geben, indem er sich zu deren Anwalt macht. Konsequent sucht er nach dem oft grausam harten Alltag hinter den proklamierten Anstaltsidealen und geht den Vorstellungen nach, die auf die Kinder projiziert wurden, beispielsweise der (wohlmeinenden) Rede von der «Verwahrlosung», die im 19. Jahrhundert aufkam, im Schweizerischen Zivilgesetzbuch von 1912 Niederschlag gefunden hat und zu zahlreichen ungewollten Heimeinweisungen und Platzierungen bei fremden Familien führte. Doch liegt das Verstörende des Buches, das im Rahmen des NFP 58 «Religionen» entstand, weniger im vergangenen Leid, sondern in der sich auf den letzten Seiten aufdrängenden Frage, welche Abgründe sich wohl mit den heutigen Betreuungsformen und der aktuellen Beschwörung der Autonomie des Kindes auftun. **Caroline Schnyder** ■

Urs Hafner: Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt. Hier + jetzt, Baden 2011. 25 Abb., 208 S.